

RALPH SCHIPPAN

TOLEDANISCHE NÄCHTE

Das Vermächtnis des El Greco



AUSFÜHRLICHE LESEPROBE

Puntillo
Verlag

TOLEDANISCHE NÄCHTE

Das Vermächtnis des El Greco



Ein Gemälde. Ein Geheimnis. Eine Spur nach Toledo.

Toledo, 1588: El Greco vollendet ein Meisterwerk. Jahrhunderte später ersteigert Oscár einen Band der Annalen der Physik und gerät auf einer Reise nach Toledo in ein Geflecht aus Kunst, Geschichte und verborgenem Wissen. Eine unbekannte Macht will verhindern, dass die Wahrheit ans Licht kommt.

Diese ausführliche Leseprobe enthält den Prolog und die Kapitel 1 bis 4.

PROLOG



Es war Anfang September und man konnte schon spüren, dass sich der heiße Sommer der vergangenen Wochen verabschiedete. Die Tage wurden merklich kürzer und an diesem frühen Morgen war bereits der Tau auf den Blättern zu sehen. Der Altweibersommer stand bevor, die angenehmsten meteorologischen Bedingungen, die auch für die Studierenden der Kaiserstadt, die um diese Jahreszeit ihre Klausuren – gewöhnlich auch mit Erfolg – hinter sich gebracht hatten, entspannende Zeiten mit Besuchen des noch geöffneten Freibads und abendlichem Grillen im Stadtwald verhiessen.

Anders war es für Athanasius Theotokópoulos. Für ihn begann der Tag mit panischem Herzklopfen. Mühsam quälte er sich aus dem unbequemen Bett und machte sich auf den Weg zur Kochstelle, an der sich auch die Kaffeemaschine befand. Er musste nur auf die rote Taste drücken, ein paar Minuten warten und der in der Maschine verbliebene Kaffee von gestern Abend war wieder aufgewärmt. Bitter schmeckte er, aber für frisches Pulver hatte das Budget nicht mehr gereicht. Ein paar Haferflocken in Dickmilch eingerührt, das sollte wie immer für das Frühstück reichen. Wie schon seit Monaten.

Mit Mitte Zwanzig war er vor drei Jahren aus seiner Heimatstadt Saloniki nach Aachen gekommen, um auf Wunsch seines Vaters Elektrotechnik zu studieren. Der hatte bei der griechischen Post eine einflussreiche Stellung und seinem Sohn eine gute Position in Aussicht gestellt – vorausgesetzt, er kehre mit einem Aachener Diplom zurück. Nur: Zur Finanzierung des

Studiums hatte es in der Familie nicht gereicht. Sein Vater war überzeugt, das sollte der Sohn selbst übernehmen.

Athanasius hatte es nie gelernt zu haushalten. Nur mühsam hatte er sich über die Jahre über Wasser gehalten. Davon zeugte seine abgewetzte Kleidung, sein ungepflegtes Äußeres. Aber ab heute sollte sich alles ändern. Zum ersten Mal in seinem Leben glaubte er, seine finanzielle Zukunft endlich sichern zu können. Dann würde er aus dieser elenden Studentenbude ausziehen können, nicht mehr nur von Dickmilch und Kaffee und dem Fraß der „Eine-Mark-Mensa“ leben müssen. Und auch sein Studium konnte er getrost an den Nagel hängen, denn es war ihm in den letzten Wochen immer mehr zur Last geworden. Nach dem zweiten gescheiterten Versuch, die schriftliche Prüfung in Theoretischer Elektrotechnik zu bestehen, waren die Erfolgsaussichten, sein Studium erfolgreich zu Ende zu bringen, drastisch gesunken. Dieses Fach war die größte Hürde und er bezweifelte, sie jemals nehmen zu können. Dann hätte sich auch diese nervige Diplomarbeit erledigt, an der er sich gerade seine Zähne ausbiss.

Sein Studium musste er durch Aushilfsjobs im Café Kittel oder in Charlys Leierkasten finanzieren. Das bedeutete, oft bis zwei oder drei Uhr nachts noch die letzten Biergläser zu spülen, die Reste der Küchengeräte wegzuräumen. Danach wankte er durch die einsamen Straßen der Aachener Altstadt vollkommen erschöpft in seine spärliche Bleibe. Ein paar Stunden auf der durchgelegenen Matratze mussten genügen, bevor er wieder im Labor des Instituts für Magnetische Werkstoffe erschien. Dort hatte ihm sein Betreuer Oscar eine Stelle als studentische Hilfskraft verschafft.

Eine Gelegenheit, ein zwar kleines, aber geregeltes Einkommen zu verdienen.

Er hatte Glück mit seinem Vorgesetzten, denn der ließ ihm recht freie Hand, was seine Zeiteinteilung anging. Entscheidend war nur, dass er die Versuche zur Erforschung der neuen Materialien zuverlässig betreute. Das war gerade im Moment sehr wichtig, denn sein Betreuer hatte über den Leiter des Instituts, Prof. Bastian Schwarzvogel, eine Serie von Proben eines neuen Magnetwerkstoffs zur Untersuchung erhalten. Es sah nach einem Durchbruch in der Qualität dieses Stoffes aus und wenn sich bewahrheitete, was seine Auftraggeber dem Professor prognostiziert hatten, würde sich mit dem Material ein vollkommen neuer Anwendungsbereich für Magnete in HiFi-Lautsprechersystemen ergeben.

Davon würde auch Athanasius für seine Diplomarbeit profitieren können: Nur ein einziges gutes Messergebnis und die Sache wäre geritzt. Daher hatte er gestern mit besonderer Sorgfalt die Probe präpariert und auf den Probenhalter des Magnetometers aufgebracht. Eine ganze Nacht würde der Vorgang dauern, bis die komplette Messkurve geschrieben wäre. Diese Stunden waren auch deswegen für den Versuch vorteilhaft, weil wenig Störungen durch die Nachbarylaboranten zu erwarten waren, denn jegliche Erschütterung hätte eine Verfälschung bedeutet.

An diesem Morgen hatte er sich besonders früh auf den Weg gemacht. Es war noch keine sieben Uhr, als er mit zittriger Hand vorsichtig die Tür des Magnetlabors aufschloss. Doch das, was ihn wirklich so früh ins Labor trieb, war weniger das wissenschaftliche Interesse an dem Ergebnis der Magnetprobe. Dazu hätte er durchaus zwei oder drei Stunden später ein-

treffen können, wie sonst üblich. Nein, heute wollte er endlich das Manuskript wieder in seiner Hand halten, das ihm seine Zukunft sichern würde. Er hatte es vor einigen Wochen in einer Schublade des Nachbarraumes behutsam unter die übrigen Unterlagen gemischt, die im Labor lagen, um ihm ein sicheres temporäres Versteck zu geben. Unter den zahlreichen Ausdrucken von Messungen, kaffeebefleckten Kopien von Publikationen, handschriftlichen Notizen seines Betreuers und abgegriffener Fachliteratur hatte er das Dokument sicher gewähnt. Jedenfalls deutlich sicherer als in seiner Wohnung, die er mit drei anderen Kommilitonen teilte, von denen einer gerade erst eingezogen war und den er überhaupt erst einmal zu Gesicht bekommen hatte.

Alles hatte sich nach seiner Rückkehr aus Griechenland verändert: Drei Tage per Autostop quer durch den Balkan, Italien und Österreich hatten ihn wieder nach Aachen gebracht. Wie seinen Augapfel hatte er es gehütet, das Dokument. Immer sorgsam unter seinem fleckigen Streifenpullover versteckt, damit es bloß keinen Schaden leiden sollte. Danach sollte erst einmal Ruhe einkehren, bevor er zum großen Coup ansetzte. Das Magnetlabor war ihm daher ein sicheres Versteck. Niemand würde auf die Idee kommen, in dieser naturwissenschaftlichen Sterilität nach seinem Schatz zu suchen.

Das glaubte Athanasius jedenfalls so lange, bis er den Nachbarraum des Labors betreten hatte, in dem alle Unterlagen aufbewahrt waren. Und dann der Schock: Er traute seinen Augen nicht, alles war fein säuberlich aufgeräumt, alle Papiere geordnet und in neuen Ordnern abgelegt. Wo war sein Dokument geblieben? Er hatte es in der zweituntersten Schublade

abgelegt, geschützt vor möglichen Wasserschäden und verborgen unter Plotterausdrucken misslungener Messungen. Dort hatte er es sicher geglaubt.

Aber so sehr er auch in der Schublade nachsah, es war verschwunden, obwohl er es vor wenigen Tagen noch bei der routinemäßigen Nachkontrolle friedlich in der Schublade hatte ruhen sehen. Wie konnte es verschwinden, wo doch niemand über Nacht im Labor gewesen war? Niemand anderes hätte außerdem etwas damit anfangen können. Nur für ihn war es existenziell. Mehr noch, seine Lebensversicherung. Sein Herz schlug bis zum Hals. Der Boden des Labors schien unter ihm zu schwanken. Jetzt war alle Hoffnung begraben.

In diesem Moment erschallte aus der Messapparatur ein ohrenbetäubendes Signal, das auf einen Overflow des Plotters hindeutete: das sichere Zeichen dafür, dass die Messwerte der nächtlichen Probe durch die Decke gegangen waren.

Unweit von Toledo (1569)

Philipp II. hatte beschlossen, das vom königlichen Rat gefasste Urteil persönlich zu verkünden. Er wollte ein Exempel statuieren: Wer sich einer Verpflichtung gegenüber der Kirche entzog, widersetzte sich zugleich der Krone.

Der lange Ritt von der *Sierra de Guadarrama* bis in die kleine Ortschaft unweit von Toledo hatte ihn erschöpft. „Wären es doch noch die glücklichen Tage von Aranjuez, dann wäre mein Ritt merklich angenehmer gewesen“, murmelte Philipp, als er vom Pferd stieg.

Aber der König hatte sich schon vor vielen Jahren entschieden, seine Residenz im beschaulichen Aranjuez nur noch als Frühjahrsdomizil zu nutzen. Die Sommermonate verbrachte er zunehmend am *Escorial*, jenem gewaltigen Granitbau, in dem sich für ihn Krone und Kirche, Macht und Glaube verbanden. In dessen Krypta sollte auch sein bereits vor einigen Jahren verstorbener Vater Karl V. seinen Platz finden und es war noch genügend Raum für ihn und alle seine Nachfahren des Habsburger Geschlechts. Dort ließ er unzählige Kunstwerke aus ganz Europa zusammentragen.

„Nehmt nun also den Richterspruch zur Kenntnis“, sprach er zu den Anwesenden, die allesamt blass im Gesicht wurden, als ihr Herrscher zur Verkündung des Urteils anhub. Die Männer aus Toledo hatten diesen Augenblick lange herbeigesehnt. Die Abgesandten des kleinen Ortes vor den Toren der Stadt hatten ihn gefürchtet. Beide Gruppen waren gleichermaßen angespannt. Für die einen ging es um beträchtliche Einnah-

men, für die anderen um jahrzehntelang aufgelaufene Schulden, die ihre wirtschaftliche Existenz bedrohten.

„Der Königliche Rat hat für Recht erkannt“, begann Philipp, „dass sowohl das im Testament des Don Ruiz festgelegte jährliche Deputat als auch sämtliche aufgelaufenen Rückstände an die Pfarrgemeinde von Santo Tomé zu entrichten sind.“

Don Luis Remojo, der ehemalige *Escribano* und einer der zusammen mit dem Kardinal aus Toledo angereisten hochangesehenen Bürger, konnte seine Genugtuung kaum verbergen. Die anwesenden Edelleute des kleinen Ortes hingegen standen schweigend da. Einer nach dem anderen wandte sich ab und verließ den Dorfplatz. Es war jetzt wohl unumgänglich, dass dieses Desaster die Gemeinde wirtschaftlich ruinieren würde. Nur einer von ihnen, Don Francisco, ein wohlhabender Bürger des Ortes, blieb wie angewurzelt stehen. Lange blickte er dem Kardinal ins Gesicht. „So leicht werdet Ihr nicht davonkommen“, raunte er.

Während die anderen den Platz verließen, begann er bereits zu überlegen, wie die nun wieder jährlich fällig werdenden Leistungen und die immensen Rückzahlungen aus der Vergangenheit aufzubringen waren. Eines wusste er: Das Verhältnis zu Toledo würde nach diesem Tag nicht mehr dasselbe sein. Die Entscheidung würde einen Keil treiben zwischen die jahrhundertlang freundschaftlich verbundenen Nachbargemeinden.

Aber die Entscheidung war gefallen.

Geheimtreffen am Rande der La Mancha (1588)

Den ganzen Tag war er durch die brütende Frühlingsommerhitze der La Mancha gewandert. Als er endlich die ersten Häuser des kleinen Ortes vor sich liegen sah, kostete ihn jeder Schritt Überwindung. Seine besten Jahre lagen längst hinter ihm, doch seine Stimmung war ungewöhnlich gut: Vor wenigen Monaten hatte er den bisher größten Auftrag seines Künstlerlebens erhalten, mit dem er überhaupt nicht mehr gerechnet hatte.

Seine Zeit in Spanien hatte zunächst vielversprechend begonnen. Der König persönlich hatte ihn aus Italien gerufen, um seinen neu erbauten riesigen Palast auszuschmücken. Nach seinen ersten Arbeiten war er jedoch in Ungnade gefallen, weil sein Stil dem Monarchen zu exaltiert, zu unkonventionell erschien. Sein Duktus entfernte sich zu weit von den religiösen Vorstellungen, daher wurde nichts aus der erhofften Tätigkeit als Hofmaler.

So war er nach Toledo weitergezogen – eine Entscheidung, die sich bald als Glücksfall erwies. Kürzlich hatte ihn Andrés Núñez de Madrid, der Pfarrer von Santo Tomé, mit einem außergewöhnlichen Werk beauftragt: Er sollte eine alte und für Toledo sehr bedeutsame Legende, die schon seit Jahrhunderten von Generation zu Generation weitergetragen wurde, auf die Leinwand bringen.

Aber die Bistumskasse hatte ihre Grenzen und so verhielt es sich auch mit dem Honorar. Die Kirchen-

gemeinde hatte Sachverständige eingesetzt, die den Wert für seine Arbeit festsetzen sollten, aber eine Einigung war noch in weiter Ferne. Noch bevor die Vergütung feststand, widmete er sich monatelang der Ausarbeitung des Bildes. Stück für Stück nahm es Gestalt an.

Er war kurz davor, den letzten Schliff anzulegen, als ihn eine Botschaft aus der kleinen Nachbargemeinde erreichte, er möge sich aus dringendem Anlass bei einem gewissen Don Francisco einfinden. Es ginge um eine lukrative Gelegenheit für ihn, sein Honorar für das in Arbeit befindliche Bild aufzubessern. Die Konditionen könnten aus bestimmten Gründen nur persönlich und unter höchster Geheimhaltung besprochen werden.

Daher hatte er sich nach kurzer Bedenkzeit noch weit vor Sonnenaufgang auf den mühsamen Weg gemacht. Schon in den ersten Gassen fiel ihm der seltsame Gegensatz auf: Viele Häuser zeugten von einstigem Wohlstand, doch ihre Fassaden bröckelten, Unrat lag auf den Wegen, und über allem hing ein fauliger Geruch. Am Zielort angekommen, durchschritt er eine geöffnete Doppelflügeltür, hinter der sich ein riesiger Patio erstreckte. In der Mitte plätscherte ein Brunnen zwischen üppigen Pflanzen. Über dem Innenhof spannte sich ein kunstvoll verziertes Holzdach. Ein sonnengeschütztes Paradies mitten in den Ruinen des Ortes, so kam es ihm vor. Welch ein Kontrast! Aber er war offen für alles, was ihn jetzt erwartete.

Aus dem hinteren Bereich kam ihm gemessenen Schrittes ein großer, auffallend gepflegter Mann entgegen. Es musste Francisco sein. „*Buenos días*, Don Doménikos, seid herzlich willkommen. Bitte nehmt Platz, mein Name ist Francisco.“ Noch völlig erledigt von den Strapazen des langen Fußmarsches fehlte es

ihm selbst an Kraft, seinerseits die Höflichkeiten zu erwidern. Nach einer Weile kam Francisco auf den Grund der Einladung zu sprechen: „Euer Bild, an dem Ihr gerade arbeitet, wird lange bestehen, Don Doménikos. Vielleicht länger als wir alle. Ich möchte, dass darin auch von mir etwas bleibt.“

Der Maler musterte ihn.

„Ihr wünscht ein Porträt?“

Francisco lächelte.

„Ich wünsche einen Platz in Eurem Werk. Auf welche Weise, darüber werden wir noch sprechen.“

„Für diese Gefälligkeit zahle ich Euch fünfhundert Dukaten.“

Fünfhundert Dukaten! Er musste sich verhöhrt haben. Das war eine Summe, die beinahe die Hälfte dessen entsprach, was er sich für das gesamte Gemälde erhoffte.

Der Maler schwieg einen Augenblick. Dann nickte er.

„Unter einer Bedingung“, sagte Francisco. „Niemand darf von unserer Vereinbarung erfahren.“

Francisco rief einen Mann aus dem Nebenraum. Es war ein *Escribano*, den er eigens für diesen Zweck hinzugezogen hatte. Er trug Papier, Tintenfass und Siegellack herbei.

„Dann halten wir fest, was wir vereinbart haben.“

Der Maler setzte seinen Namen unter das Schriftstück. Francisco tat es ihm gleich. Der hinzuge-

zogene *Escribano* versah die Vereinbarung mit seiner Beglaubigung.

Wenig später trat der Maler wieder hinaus in die Hitze. Fünfhundert Dukaten waren ein Vermögen. Dennoch wurde er das Gefühl nicht los, dass der Mann im Patio für seine Gefälligkeit einen ungewöhnlich hohen Preis zu zahlen bereit war.

Oscár (Gegenwart)

Oscár war bereits seit vielen Wochen mit seinem Camper unterwegs, einem VW-T2-Bus, der nur mit dem Nötigsten ausgestattet war. Wie schon vor einigen Jahren hatte er sich auch in diesem Frühjahr wieder auf den Weg gemacht. Allein und von der Natur umgeben zu sein, war für ihn seit jeher ein bewährtes Mittel, seine innere Balance zu finden. Die vorausgegangenen Monate im grauen Einerlei eines viel zu warmen Winters in Deutschland hatten seiner Stimmung nicht gutgetan. Noch immer drehte sich sein Gedankenkarussell – bei Tag ebenso wie in der Nacht.

Obwohl das Ende seines Berufslebens inzwischen drei Jahre zurücklag, hatte er mit diesem neuen Lebensabschnitt noch immer keinen Frieden geschlossen. Jahrzehntlang hatte die Arbeit nahezu sein gesamtes Leben bestimmt. Aus einem Einmannbetrieb hatte Oscár ein international tätiges Unternehmen aufgebaut. Seine Leidenschaft galt magnetischen Werkstoffen aus Seltenen Erden, mit denen er sich bereits während des Studiums beschäftigt hatte. Aufgrund der außergewöhnlichen Eigenschaften dieses neuen Materials eröffneten sich im Laufe der Jahre immer neue Anwendungsgebiete: zunächst in der Automobilindustrie, dann in Mobiltelefonen, in der Medizintechnik und in Windkraftanlagen.

Fast sein gesamtes Berufsleben war Oscár dafür um die Welt gereist – stets auf der Suche nach neuen Anwendungen und den nächsten Kunden. Vor drei Jahren hatte er das Unternehmen schließlich an einen amerikanischen Konzern verkauft – und geglaubt,

damit auch die beruflichen Sorgen hinter sich zu lassen.

Doch von einem Tag auf den anderen in ein völlig neues Leben zu wechseln, erwies sich als unmöglich. So sehr er es sich gewünscht hatte, so unlösbar erschien ihm diese Aufgabe in den ersten Monaten nach dem Verkauf seines Unternehmens. Nun aber, drei Jahre später, glaubte er, endlich den nötigen Abstand gefunden zu haben. Das zumindest dachte er, als er auf dem Marktplatz von Candeleda eintraf.

Eine erste Erleichterung hatte er bereits verspürt, als er die herrliche Strecke von Ávila hinunter nach *Arenas de San Pedro* gefahren war und sich vor ihm die mächtige Silhouette der *Sierra de Gredos* erhoben hatte. Wenn es etwas gab, das ihm seinen Seelenfrieden zurückzugeben vermochte, dann war es dieser Anblick. Die Bergwelt, überragt vom *Pico Almanzor*, hatte ihn schon bei seinem ersten Besuch tief beeindruckt.

Auch an den Stellplatz erinnerte er sich noch genau, den er damals eher zufällig entdeckt und jetzt wieder ausgewählt hatte. Er lag unweit der *Iglesia de la Virgen de Chilla*. Das kleine, versteckt gelegene Parkareal mit direktem Zugang zu den Wanderwegen befand sich in der Nähe des großen Parkplatzes der Wallfahrtskirche aus dem 14. Jahrhundert. Nur während der jährlichen *Romería* im September strömten Tausende Besucher hierher. Jetzt war das Gelände nahezu menschenleer.

Oscár hatte bereits drei wunderbar entspannte Tage und Nächte verbracht und von diesem Ausgangspunkt aus die Bergwelt auf langen Wanderungen in alle Himmelsrichtungen erkundet. Nun aber war der kleine Kühlschrank seines Campers endgültig leer, und es

wurde Zeit, Proviant für die kommenden Tage einzukaufen.

Der nächstgelegene Ort war ihm ebenfalls in bester Erinnerung – nicht nur wegen der Möglichkeit, dort frische Lebensmittel zu günstigen Preisen zu bekommen. Vor allem verband ihn mit Candeleda eine Erinnerung, die ihn auch nach zwei Jahren nicht losgelassen hatte.

Als das Schild am Ortseingang vor ihm auftauchte, spürte er, wie sein Herz schneller schlug. Sollte er wirklich auf die Plaza zurückkehren?

Doch neben dem dringenden Bedürfnis, frische Lebensmittel zu besorgen, war da auch eine leise, zuversichtliche Stimme in seinem Inneren.

„Los, Junge! Lass dich nicht von der Vergangenheit aufhalten.“

So kam es, dass Oscár, noch bevor er einkaufen ging, mitten auf der Plaza von Candeleda einen *Café con leche* bestellte. Gerade als er sich wieder in seinen Gedanken verlor, riss ihn eine Stimme aus seiner Versunkenheit.

Iván

Hola, pichón! ¿Cómo estás? Oscar fuhr herum. Hier, mitten auf der Plaza von Candeleda? Diese Begrüßung konnte nur von einem Menschen stammen. Seit Jahrzehnten gehörte sie zu ihrem Begrüßungsritual.

Zweimal musste er hinschauen, bevor er aufsprang.

„Iván! ¡Cuánto me alegro!“

Iván war der Einzige, der ihn *Pichón* nannte – und der Einzige, der das durfte. „Mein Täubchen“ – eine reichlich alberne Anrede für einen erwachsenen Mann. Zwischen ihnen war es längst zu einem Zeichen ihrer besonderen Verbundenheit geworden. Und sie waren ja auch zwei enge Schulfreunde, die sich seit über fünfzig Jahren kannten. Diese Verbindung kam auch über ihre Liebe zur spanischen Sprache: Iván, der wie Oscar in Deutschland geboren war, lebte seit über vierzig Jahren in Madrid. Oscar hatte durch seine Mutter, die auf Teneriffa geboren war und in ihrer Jugendzeit in der Extremadura – in Trujillo unweit von Candeleda – gelebt hatte, die spanische Sprache mit der Muttermilch eingesogen. Als Zeichen der Verbundenheit mit dieser Kultur hatten sowohl Oscars als auch Iváns Eltern ihren Söhnen diese ungewöhnlichen Vornamen mit einem Akzent auf dem *a* gegeben.

Nach dem Abitur hatten sie sich zunächst aus den Augen verloren. Iván war nach Madrid gegangen und Oscar hatte in Aachen ein intensives Studium der Elektrotechnik begonnen.

Erst im Berufsleben hatten sie sich wiedergefunden, Oscár als Geschäftsführer seines eigenen Unternehmens, Iván als Handelsvertreter im Im- und Export zwischen Spanien und Lateinamerika. Schon in der Schulzeit hatten sie sich unterstützt, wenn es darum ging, sich bei der Damenwelt des benachbarten Mädchengymnasiums gegenseitig ins rechte Licht zu rücken. Im Laufe der Jahre waren die Schulfreunde auch geschäftlich zu Vertrauten geworden und hatten intensiv miteinander gearbeitet – bis vor einiger Zeit Oscár die Entscheidung getroffen hatte: Das sollte es gewesen sein mit dem Beruf.

Wie es dazu kam, dass sich beide genau hier über den Weg liefen, war nur auf den ersten Blick purer Zufall.

Obwohl er demselben Jahrgang wie Oscár angehörte, hing Iván noch sehr an seinem Beruf. Viele internationale Kontakte waren ihm über die lange Zeit ans Herz gewachsen. Seine Rolle als „graue Eminenz“ spielte er nicht nur wegen seiner inzwischen fast weißen Haarpracht gerne, auch wenn er von manchen aus der jüngeren Generation bisweilen belächelt wurde. Aber er hatte einfach eine jahrzehntelange Erfahrung, die bei der Anbahnung neuer Geschäfte sehr hilfreich war. Auch Oscár hatte von den internationalen Kontakten Iváns profitiert und über viele Jahrzehnte die von ihm entwickelten Magnetprodukte erfolgreich vermarktet. Es war eine Win-win-Situation, die sie verbunden hatte: Oscárs Stärke war die Raffinesse im Auffinden innovativer technischer Lösungen, während Iván ein Meister in der Kundenakquise war.

Iván sprach allerdings schon seit Jahren davon, dass auch er seine Schäfchen ins Trockene bringen wolle. Aber es waren ihm immer wieder neue Gründe

willkommen, diesen Plan zu verschieben. Einer davon war die Unsicherheit, einen geeigneten Nachfolger zu finden. Zunächst wollte er daher auf den einschlägigen Fachkonferenzen noch die entsprechenden Kontakte zu potenziellen Kaufinteressenten seines Geschäfts vertiefen.

Genau dieses Interesse verfolgte er jetzt mit seinem Aufenthalt in dieser Region.

„Was für eine schöne Überraschung! Ich bin nur für ein paar Tage aus Madrid gekommen, um an einer Konferenz hier in der Nähe in Ávila teilzunehmen“, sagte Iván.

„Und wenn ich den Laden los bin, gehe ich nach Toledo. Die Stelle in der Bibliothek wartet immer noch auf mich.“

Er hatte schon vor längerer Zeit eine ehrenamtliche Aufgabe in der *Biblioteca Municipal* von Toledo angeboten bekommen, weil er mit einem der engsten Mitarbeiter des Kardinal-Erzbischofs von Toledo privat gut bekannt war.

„Und was treibt dich in diese entlegene Ecke?“

Oscár war noch ganz benommen von der Einsamkeit der letzten Wochen und brachte zunächst kaum ein Wort über die Lippen. „Ich ... ich bin zum ersten Mal seit zwei Jahren wieder hier – die Natur der *Sierra de Gredos* hat mich angezogen“, stammelte er und berichtete dann von seinem Stellplatz an der *Iglesia de la Virgen de Chilla*.

„Mensch – wir haben uns ja ewig nicht gesehen“, stellte Iván fest. „Seitdem du nicht mehr im Beruf bist, hast du dich rar gemacht. Ich habe dich gesucht. Was machst du denn jetzt so?“

Oscár rang lange nach Worten, bis er seinem Freund eine passende Antwort formulieren konnte: „Ja, es hat sich viel verändert nach dem Ausstieg aus dem Beruf. Am Anfang war da ein Loch: Plötzlich keine Firma mehr, keine Leute, die etwas von mir wollten. Und privat ist es auch nicht so gelaufen, wie ich gehofft hatte. Seitdem bin ich ziemlich ziellos unterwegs. Ein paar Tage im Kloster, Wanderungen durch die Berge oder das Leben in meinem alten VW-Bus helfen mir, wieder ins Gleichgewicht zu kommen.“

„Am besten aufgehoben fühle ich mich hier im Zentrum Spaniens. Hier finde ich etwas von der Ruhe wieder, die ich damals auf den Lofoten kennengelernt habe. Außerdem kann ich mich auch regelmäßig mit einem schönen selbst zubereiteten Essen verwöhnen.“

„Vermisst du denn deinen Beruf?“, fragte Iván interessiert. Schließlich hatten sie in der Arbeit viele gemeinsame Themen erfolgreich gemeistert – damals.

„Nicht wirklich! Es war für mich ein guter Abschluss vor drei Jahren und der gibt mir heute eine Menge Freiheit, mein Leben so zu gestalten, wie ich es mir immer gewünscht habe.“ Mit leicht belegter Stimme fügte Oscár noch hinzu: „Nur die Einsamkeit habe ich unterschätzt.“ Er wusste, bei Iván waren diese Worte gut aufgehoben, auch wenn dieser darauf nicht weiter eingehen wollte.

„Na, dann lass uns doch auf unser Wiedersehen anstoßen.“

Oscár hatte das kaum ausgesprochen, als Iván schon der Kellnerin zuwinkte und zwei Copas *Ribera del Duero Reserva* bestellte.

„Ich habe mir Sorgen gemacht. Du warst plötzlich wie von der Bildfläche verschwunden.“

Oscár sah ihn an.

„Du hast nach mir gesucht?“

„Natürlich. Ich habe sogar herumtelefoniert.“

„Ja, in der Tat, ich brauchte da mal Abstand, aber den Austausch über unsere privaten Themen habe ich schon vermisst“, erwiderte Oscár.

„Ich habe darum einen früheren Geschäftsfreund gefragt, ob er etwas von dir gehört hätte. Der konnte mir auch nur vage Informationen geben: Zuletzt habe er vor knapp zwei Wochen mit dir gesprochen, da seist du auf dem Weg von Ávila in Richtung Candeleda gewesen.“

Nach einer Pause löste Iván das Rätsel auf, wie ihr Treffen zustande kam:

„Ich hatte die Hoffnung, dich dort anzutreffen, wo du dich erfahrungsgemäß gerne aufhältst: in einer Cafeteria am schönsten Platz des Ortes. So bin ich gleich am ersten Tag fündig geworden.“

Es blieb nicht bei den beiden Tintos. Es folgte eine Auswahl aus den Mittagsangeboten der spanischen Küche.

„Endlich haben wir dazu wieder Zeit“, sagte Oscár.

Iván träumte von seiner Zukunft: „Meine neue Tätigkeit lässt mir bestimmt viele Freiheiten. Die Historie von Toledo ist reich an Schätzen, zu denen ich über das Archiv leichten Zugang haben werde. Du glaubst gar nicht, welche Handschriften dort lagern. Endlich werde ich ganz nah an der Materie sein.“

„Wie beneidenswert“, dachte Oscár.

„Aber bis ich das umsetzen kann, wird es noch dauern. Ich habe noch nicht wirklich einen Nachfolger gefunden, dem ich guten Gewissens mein Geschäft anvertrauen kann. Aber ich suche ihn gerade. Auch deswegen bin ich hier.“

„Und wie sieht es in deinem Privatleben aus?“, fragte Iván ohne Umschweife. Oscárs Blick entfernte sich aus den vertrauten Augen seines Freundes.

„Da tut sich gerade leider gar nichts – seit damals, vor zwei Jahren, und irgendwie habe ich immer noch daran zu knabbern.“

„Willst du mir mehr dazu erzählen?“ Der Freund hatte immer ein offenes Ohr für ihn. „Lass uns darüber mal in Ruhe reden“, wiegelte Oscár ab, denn ihm war nicht danach, in dieser fröhlichen Atmosphäre darauf einzugehen.

So konzentrierten sich die Freunde auf die kulinarische Seite. Nach einem *salmorejo extremeño* folgte ein kurzgebratener *Atún con jengibre* und das unumgängliche Dessert *Tarta de Abuela* gekrönt mit einem *Carlos I Gran Reserva*.

Anschließend umarmten sich die Freunde und brachen auf.

Kurze Zeit später stand Oscár wieder auf seinem Stellplatz, um das Mittagessen und vor allem dessen alkoholische Zutaten mit einer gehörigen Siesta zu verarbeiten.

Was er nicht bemerkte, war, dass sich von weit unten auf der Zufahrtsstraße ein schwarzer SUV mit abgedunkelten Fenstern und auf Hochglanz polierten Felgen genähert hatte. Langsam. Fast lautlos. Er bog auf den kleinen Parkplatz ein und blieb in kurzem Abstand

neben dem VW-Bus stehen. Der Motor verstummte.
Niemand stieg aus.